

# Neuer Himmel – neue Erde

„Das Paradies und die Peri“ als inszeniertes Oratorium beim 8. Düsseldorfer Schumannfest

**V**on Entdeckungen ist zu berichten. Das 8. Schumannfest, dem Festivalmanagerin Christiane Oxenfort ein zeitgemäßes Facelifting zwischen Klassizität, Mode und Modernität verordnet hatte, präsentierte mit „Das Paradies und die Peri“ als Festivalhöhepunkt ein Schumann-Oratorium – geschrieben „nicht für den Betsaal, sondern für heitere Menschen“, wie der Komponist vielsagend anmerkte. Was Schumann nicht wollte oder nicht konnte, nämlich seinen Stoff – Erlösung nicht aus gewaltsamen (Selbst-)Opfern, sondern aus Tränen



„Wie glücklich sie wandeln/die sel'gen Geister“ – Peri, alias Gregor Seyffert, mit Himmelswächtern im Formationsflug.

der Reue – als Oper zu realisieren, wurde jetzt mit großem, gleichwohl lohnendem Aufwand nachgeholt. Verantwortlich für diese Regietat zeichneten der Berliner Ausnahmetänzer, Compagniegründer, Produzent und Regisseur Gregor Seyffert gemeinsam mit seinem multimedialen Ausstatter, dem Bildenden Künstler Gottfried Helnwein. Ganz nebenbei ist den beiden der Nachweis gelungen, dass die Tonhalle mehr ist als ‚nur‘ ein Konzerthaus. Hier schlummert, so die Botschaft dieser ungewöhnlichen Kraftanstrengung, ein verkannter Theater-Aktionsraum.

Der Erfolg beim Publikum erklärt sich so denn auch weniger aus dem Versuch, ein ausuferndes Schumann-Oratorium für Solostimmen, Chor und Orchester aus dem Jahr 1843 wieder ins Repertoire heimzuholen. Es wäre auch vergeblich. Weniger der Musik galt die Publikums-sympathie als vielmehr dem bewiesenen künstlerisch-dramaturgischen Wagemut. Dass eine alte Tonhalle tatsächlich neu gesehen, neu gedeutet werden kann – dies fiel als Erkenntnis wie die sprichwörtlichen Schuppen von den Augen. Man rieb sich die Augen.

Nicht wegen Helnweins mal symbolischer, mal hyperrealistischer Videoinstallation – blutige Rinnsale, Rosenbeete, Kindergesichter, Sonnenuntergänge –, nicht wegen einem abwechselnd schwarz, weiß, rot kostümierten Chor des städtischen Musikvereins und wohl auch nicht wegen der lustigen Hütchen, die der Künstler den Düsseldorfer Symphonikern und ihrem Chefdirigenten John Fiore aufgesetzt hatte. Soviel Verspieltheit lud eher zum Schmunzeln ein. Was vielmehr Eindruck machte, war die Entdeckung zweier ganz neuer Spielflächen. Die eine in der Luft unter der Tonhallenkuppel – die andere in spiegelbildlicher Projektion im ersten Parkett, das Regisseur Seyffert kurzerhand zur Spielfläche erklärt hatte: Es soll sein ein neuer Himmel und eine neue Erde.

Mittels in der Kuppelspitze montierter elektrischer Winden konnte Peri alias Gregor Seyffert am Trapez hängend zwischen den Sphären auf und niederschweben, mal korrigiert, dann wieder assistiert von fünf „sel'gen Geistern“, alle zusammen changierend zwischen Soli, Pas de deux und Gruppenchoreo-

grafien, zuweilen wie die bekannten Formationen der Fallschirmspringer. Ein Konzertoratorium als Luftakrobatik und Luftballett, die kein Register ungezogen ließen, sodass dem bei solchen Anlässen ja oft unterbeschäftigtem Auge wie von selbst überreicher Anschauungsstoff geboten war. Dankbar wurde das Angebot genutzt.

Dass soviel zirkensische Bewegungslust die Musik meistens zum Klangteppich und Stichwortgeber für (zuweilen doch etwas überlange) Choreografien umfunktionierte,

war der Preis des Augenschmauses. Er wurde gern bezahlt, wurde doch zugleich schlaglichtartig klar, was Düsseldorf an seiner Tonhalle haben kann. Nicht nur eine einzigartige Kuppel und damit eine (naturgemäß nicht eben häufig zu aktivierende) Spielfläche in der Luft.

Das andere Geheimnis liegt im Parkett. Was eigentlich spricht dagegen, sich zur Regieidee einer Neuen Mitte, Kreation der Herren Seyffert/Helnwein, zu bekennen? Warum sollte dort nicht auch ein Orchester seinen neuen, zentralen Platz einnehmen können? Und das Publikum drumherum. Mit anderen Worten: Ob der anstehenden akustischen Tonhallensanierung nun vielleicht doch noch eine ganz neue, eine visionäre Dimension hinzugefügt werden kann, ist die Frage, die jetzt, nach dieser fulminanten Inszenierung gestellt werden darf. – Als Schumann die letzte Note unter sein opus maximum setzte, notierte er: „Eine Stimme flüsterte mir manchmal zu: ‚dies ist nicht ganz umsonst, was du tust‘. Schau m'r mal.“

Georg Beck